

Paracelsus
Vom Licht der Natur
und des Geistes

Reclam

Vom Licht der Natur
und des Geistes

Theophrastus Paracelsus im 47. Lebensjahr
Kupferstich von Augustin Hirschvogel aus dem Jahr 1540
(Foto: Graphische Sammlung Albertina, Wien)

Paracelsus

Vom Licht der Natur
und des Geistes

Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk

Unter Mitarbeit von Karl-Heinz Weimann
herausgegeben und eingeleitet
von Kurt Goldammer

Philipp Reclam jun. Stuttgart

1960 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG,
Durchgesehene und bibliographisch ergänzte Ausgabe 1993
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene
Marken der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-950319-6
www.reclam.de

Inhalt

<i>Einführung</i>	7
I. Einzelschriften	35
Labyrinthus medicorum errantium	35
Liber de summo et aeterno bono Theophrasti	108
II. Der Arzt	134
III. Der Naturphilosoph	154
IV. Das Bild des Menschen	167
V. Religion	179
VI. Die soziale Frage	202
<i>Quellennachweis</i>	219
<i>Verzeichnis der wichtigeren Werke des Paracelsus</i>	220
<i>Literaturhinweise</i>	224

Einführung

Leben und Persönlichkeit des Paracelsus

Der Lebensweg

Daß der Genius in der Stille sich entfaltet, kann man an der Jugendzeit und Frühentwicklung des Paracelsus studieren, die uns in zwei Alpentäler von geprägter Eigenart führt. Es ist einmal der Talkessel von Einsiedeln in der Schweiz, beherrscht vom religiösen Leben eines alten Wallfahrtsortes, der immer wieder die Ströme der Pilger in sich hereinzog und damit etwas vom Leben der großen Welt zu spüren bekam. Hier wurde 1493 oder 1494 – das genaue Datum ist unbekannt – einem schwäbischen Arzt aus der bei Stuttgart beheimateten Familie der Bombaste von Hohenheim und einer Untertanin des Stiftes ein Sohn geboren, der den ungewöhnlichen Taufnamen Theophrast erhielt. In der Namensgebung spiegeln sich wohl wissenschaftliche Interessen seines Vaters. Denn er scheint an den botanisch tätigen Aristoteles-Schüler Theophrastos von Eresos (372–287 v. Chr.) zu erinnern. Die Herkunft anderer Vornamen, die später in Verbindung mit seinem Namen verwendet wurden (Philippus; Aureolus), ist ungewiß. Der heute allgemein gebräuchliche Name Paracelsus ist eine gelehrte Latinisierung von unsicherer Bedeutung, die Hohenheim sich wahrscheinlich erst mit oder nach seiner akademischen Lehrtätigkeit in Basel zugelegt hat und die in den gleichen gedanklichen Zusammenhang gehört wie die damals von ihm verwendeten Buchtitel (*Paramirum*; *Paragranum*) und wie das wunderliche literarische Unikum seines Gesinnungsverwandten Sebastian Franck, die *Paradoxa*.

Der Vater Wilhelm von Hohenheim ist möglicherweise der illegitime Sproß eines Johanniterritters gewesen, woraus sich das lebenslängliche seltsame Schwanken des Sohnes zwischen hochfahrendem Adelsstolz und Standesbewußtsein

einerseits und scharfer Kritik am Adel und an der herkömmlichen ständischen Ordnung andererseits erklären mag. Er ist vielleicht innerlich mit dem Problem der sozialen Deklassierung nie ganz fertig geworden. Die Mutter entschwindet merkwürdig schnell der Erinnerung des späteren Arztes, während er seines Vaters mehrfach gedenkt, woraus man mit Recht den Schluß gezogen hat, daß sie in seiner frühen Kindheit verstorben ist und wohl schon tot war, als der Vater nach Villach zog, um dort als Stadtarzt zu fungieren. Im alten Industriegebiet des Drautales und seiner Nebentäler, am Fuße der Karawanken und an den Übergängen nach Slowenien, Friaul und Venetien ist Paracelsus dann seit etwa seinem achten oder neunten Lebensjahre aufgewachsen, mitten in einem ausgesprochenen Durchgangsland, in dem sich nicht nur die Straßen kreuzten, sondern auch Völker und Sprachen begegneten.

Eine frühzeitig beginnende (er betont, daß er »von Kindheit auf« sich mit Naturforschung befaßt habe!) Ausbildungszeit hat ihn dann aus der väterlichen Obhut und Lehre an Klosterschulen und Bischofssitze Kärntens, der Steiermark und Bayerns geführt, an denen geistig regsame und mit den Reformbestrebungen der Zeit verbundene Kirchenfürsten wirkten. Neben seinem Vater nennt er in dankbarer Erinnerung eine ganze Reihe von Männern, darunter Bischöfe und Äbte, als seine Lehrer. Dann nahm er sein Studium an mehreren Universitäten auf, die wir nicht genauer kennen, unter denen aber wohl Bologna und Ferrara eine besondere Rolle spielten. In Ferrara dürfte er den medizinischen Doktorhut erworben haben; jedenfalls spricht er selbst davon. Das muß noch im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts gewesen sein, zur gleichen Zeit etwa, da sich in Luther entscheidende religiöse Entwicklungen vollzogen, die zum Thesenanschlag von 1517 führten. Anschließend beginnt eine Periode großer europäischer Wanderungen für Hohenheim, die ihn so recht als ein Kind seiner aufgeschlossenen und unruhigen, auf Erfahrung und persönliches Kennenlernen bedachten Zeit, als einen Forschungs- und Entdeckungs-

reisenden im kleinen erscheinen lassen. Der junge Doktor scheint dabei gern einen naheliegenden Weg gewählt zu haben: er hat sich als Militärarzt betätigt und ist mit verschiedenen Heeren zu den damals nicht seltenen lokalen oder regionalen kriegerischen Aktionen ausgezogen, wobei ihn zweifellos nicht politische Parteinahme geleitet, sondern einfach die Möglichkeit des Umherziehens und des Sammels von Erfahrungen gereizt hat.

Genau sind uns seine Reisewege, die von seiner Promotion bis in die Mitte der zwanziger Jahre dauerten, nicht bekannt. Er spricht von »venedischen, dänemärkischen und niederländischen Kriegen«, an denen er teilgenommen hat. Für die Beteiligung am niederländischen Krieg ist das Jahr 1519, für den dänischen Krieg mit der Belagerung Stockholms das Jahr 1520 in Betracht zu ziehen. Um diese festen Daten legen sich Aufenthalte in Westeuropa (bis nach Spanien und Portugal; im Nordwesten England) und im Osten (er nennt Preußen, Litauen, Polen, Ungarn, Siebenbürgen, die Walachei, Dalmatien, Kroatien), deren exakte Koordinierung nicht möglich ist. In Italien hat er längere Zeit gewohnt. Auch nach Rhodos muß er – entweder um 1517 oder um 1521 – gekommen sein. Es war eine außerordentlich inhaltsreiche Zeit, in der er fast alle Teile Europas berührte. Die Ereignisse drängten sich in einer ziemlich kurzen Spanne zusammen. Vielleicht war er auch in diesen Jahren bei Siegmund Fuger in Schwaz (Tirol) tätig und hat von ihm und seinen Mitarbeitern in Alchimie und Hüttenkunde dazugelernt. Daß er seine Augen nach allen Seiten hin offen hielt und von allen Problemen seiner Umwelt aufs tiefste berührt wurde, zeigen seine späteren Schriften, in denen eine erstaunliche Verarbeitung von Zeitfragen und Eindrücken erkenntlich wird, die weit über seine engeren beruflichen und wissenschaftlichen Interessen hinausgehen. Es könnte sein, daß er bereits in diesen frühen Jahren zum Schreiben gekommen ist und erste Werke oder Entwürfe dazu abgefaßt hat.

Von den Balkanländern her mag er um 1524 über die

zweite Vaterstadt Villach nach Salzburg gelangt sein, wo er einen Niederlassungsversuch unternahm. Jedenfalls deutet das überlieferte Datum einer Schrift über die Jungfrau Maria auf seinen Aufenthalt in dieser Stadt bereits im Sommer 1524. Hier hat ihm aber wohl seine Neigung zum einfachen Volk geschadet, die ihn während der Wanderjahre in so viele Berührungen mit schlichten Menschen der unteren und untersten Stände gebracht hatte. Denn er ist offensichtlich irgendwie – den Hergang kennen wir nicht genau – in die Bauern- und Bergknappenunruhen dieser Jahre verwickelt worden. Sein Interesse für das Religiöse und für offene Kritik an bestehenden Zuständen mag ihm dabei zum Verhängnis geworden sein. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß ihm ein ererbter Sprachfehler hinderlich war, daß sein rhetorisches Auftreten nicht sehr glanzvoll, und daß er auch sonst gehemmt war und seine Sache nicht sonderlich geschickt zu verteidigen wußte. Jedenfalls hat er schon 1525 unter Zurücklassung von nicht ganz unbeträchtlichen persönlichen Eigentumswerten Salzburg wieder verlassen. Wahrscheinlich Hals über Kopf – sonst hätte er nicht einen Teil seiner Habe preisgegeben. Oder wollte er etwa zurückkehren, wenn sich die Lage konsolidiert hatte? Die Heimkehr nach Salzburg, das er offensichtlich liebte und als erstrebenswerten Wohnsitz und Arbeitsplatz ansah, sollte ihm jedoch erst gegen Ende seines Lebens beschieden sein. Ein reichliches Jahr neuer Wanderungen führte ihn nun durch verschiedene Gegenden Bayerns und des Donaulaufes nach Straßburg, wo er Ende 1526 das Bürgerrecht erwarb. Diese Tatsache muß vom Charakter der freisinnigen Reichsstadt im Elsaß her beleuchtet werden, die in jenen Jahren Asyl für viele politisch und »weltanschaulich« Flüchtlinge und sonstige Außenseiter wurde. Paracelsus hat sich kaum zufällig dorthin gewandt, wo vor, mit und nach ihm eine ganze Anzahl verwandter oder ähnlich kritischer Geister Zuflucht gesucht hatte und wo er mit Recht ein reiches und reges geistiges Leben vermuten durfte. Aber schon im März 1527 finden wir ihn in Basel.

In der alten Handels- und Kulturmetropole am Oberrhein begann erst eigentlich das, was man – mit seinen eigenen Worten – die Tragödie des Hohenheimischen Lebens nennen könnte. Er wurde nach Basel als Stadtarzt und Universitätsprofessor der Medizin berufen. Die reformgesinnten Männer der Stadt standen hinter diesem Unternehmen, deren einen, den Verleger und Humanistenfreund Froben, er damals gerade ärztlich beriet. Die Brüder Amerbach haben ihm nahegestanden, mit Erasmus von Rotterdam korrespondierte er, und der kirchliche Reformator Basels, Oecolampadius, hat anscheinend zu den seine Berufung betreibenden Kreisen gehört. Zweifellos hat dabei auch Religiöses eine Rolle gespielt: Man rechnete ihn der neuen Richtung zu, zumindest den erasmianisch denkenden Reformkreisen, und man versprach sich einiges von seinem akademischen Wirken. Seine Vorlesungstätigkeit nahm er erst im Juni 1527 mit einer etwas marktschreierisch wirkenden, aber doch sehr ernst zu nehmenden Ankündigung auf, die jedenfalls seinen Willen erkennen läßt, etwas ganz Neues zu bringen und die Medizin – ähnlich wie es Luther mit Theologie und Kirche eingeleitet hatte – vom Hochschulkatheder aus zu reformieren. Die öffentliche Proklamation seines Vorhabens könnte an den Anschlag von Luthers Thesen zehn Jahre zuvor erinnern. Starke Sätze stehen in dieser Einladung, die auch wieder ein charakteristisches Dokument für die Zeitstimmung und für den Appell an humanistisches wissenschaftliches Empfinden ist:

»Denn wer weiß nicht, daß die meisten Ärzte in dieser Zeit – sogar unter größtem Risiko für die Kranken – in schändlichster Weise gefehlt haben? Da sie allzu pedantisch an den Aussprüchen des Hippokrates, Galenus und Avicenna geklebt haben, als ob sie aus dem Dreifuß des Apollo wie Orakel geflossen wären, von denen man auch nicht um Fingersbreite weichen dürfte! Denn durch diese Autoritäten entstehen wohl, wenn es den Göttern gefällt, strahlende Träger von Dokortiteln, nicht aber Ärzte! . . . Ich will, durch ein ausgiebiges Gehalt von der Basler Obrigkeit eingeladen,

zwei Stunden täglich praktische und theoretische Medizin und Lehrbücher der Leibarznei und der Chirurgie, deren Verfasser ich selbst bin, mit höchstem Fleiß und großem Gewinn für die Hörer erklären, und zwar nicht Bücher, die, wie es andere tun, aus Hippokrates oder Galenus oder sonstwem erbettelt sind, sondern die ich aus der Erfahrung als höchster Lehrerin und aus eigener Arbeit verfaßt habe. Demgemäß helfen mir Erfahrung und Vernunft (>experimenta ac ratio<) an Stelle von Autoritäten, wenn ich etwas beweisen werde. Deshalb, teuerste Leser, wenn jemanden die Mysterien dieser apollinischen Kunst erfreuen, wenn ihn Liebe und Verlangen treiben, und wenn er in nur kurzer Zeitspanne gründlich lernen will, was zu dieser Wissenschaft gehört, dann möge er sich alsbald zu uns nach Basel begeben, und er wird dort noch ganz anderes und weit größeres, als ich hier in Kürze beschreiben kann, erfahren.«

Seine Absicht unterstrich er, wiederum in einer ausgesprochenen Analogiehandlung zum Wittenberger Reformator, mit einer Verbrennung eines scholastisch-medizinischen Lehrbuches im Basler Johannisfeuer auf dem Marktplatz am 24. Juni 1527.

Das war die Ankündigung eines großen Umbruchs, die ihm, ebenso wie andere Dinge, darunter die Verwendung der deutschen Sprache in den akademischen Vorlesungen, von seinen medizinischen Kollegen verübelt wurde. Die Anerkennung durch die altgläubige Fakultät wurde ihm, der von vornherein als ein Außenseiter erschienen war, versagt; er konnte sich als ein oktroyierter Hochschullehrer nur auf die staatliche Autorität stützen, die ihn berufen hatte und bezahlte, nicht aber auf das korporative Gefüge der mittelalterlichen Universität. Das hätte ihn wohl nicht gestört, wenn nicht äußerst heftige Angriffe sachlicher Art gegen ihn erfolgt wären, die erkennen lassen, daß es ihm, dem unerfahrenen Neuling auf dem Lehrstuhl, schwer wurde, sich den in eingefahrenen Geleisen laufenden Kollegen und Studenten verständlich zu machen. Seine inhaltlich bedeutenden Erkenntnisse trug er in so eigenwilliger Form und unter

Benutzung einer neu gebildeten fachlichen Ausdrucksweise vor, daß er nicht nur anziehend auf ernsthafte Sucher und auf Neugierige, sondern auch abstoßend auf die scholastisch gelehrten Traditionsträger wirkte. Wir entnehmen das einem Schmähedicht, das – sicherlich mit Billigung der Fakultät, wenn nicht sogar auf ihre geheime Anregung hin – an den Basler Kirchentüren angeschlagen wurde und das sich mit einem Mahnruf »aus dem Totenreich« laut Unterschrift an ihn wandte und gleichsam den verblichenen Geist der antiken Medizinautorität Galenus gegen ihn sprechen ließ, die er so heftig attackiert und verhöhnt hatte. Im Basler Staatsarchiv ist uns noch ein Exemplar dieser angehefteten Pamphlete erhalten, in dem es lebhaft hergeht. Ruft es dem kühnen Reformier doch da warnend aus der Unterwelt unter anderem zu:

Verrecken will ich, wenn du des Hippokrates Nachttopf
zu tragen

Würdig wärest oder zu hüten meine Schweine,
du Nichtsnutz!

Was schmückst du Dohle dich denn mit Federn, die du
gestohlen?

Doch: dein winziger Ruhm, trügerisch, währt ja nur kurz.
Was willst du lesen? Es fehlten die fremden Worte dem
dummen

Mundwerk, und schon setzte aus, was du als Werk dir nur
stahlst.

Was willst du tun, du Tor, durchschaut von außen und innen,
Da man richtig dir riet, dich zu erhängen am Strick?¹

Das war stark und wirkte. Es war mehr als ein kalter Guß nach dem vielversprechenden Anfang. Es war auch nicht ohne Wahrheitskörnchen. Ihm sollte anscheinend nicht nur wieder seine Sprachhemmung, sondern auch mangelnde

1 Die Übersetzung dieses Auszuges – im Distichon-Maß des lateinischen Urtextes – stammt von meinem Lehrer an der Universität Leipzig, Prof. D. Paul Fiebig, der sie vor Jahren einmal aus Freude am Gegenstand hergestellt und mir überlassen hat.

Kenntnis der medizinischen Terminologie vorgeworfen werden, was mit der angedeuteten Neubildung inhaltsreicher, aber schwer verständlicher Fachausdrücke zusammenhängen mag, wie er sie liebte (wobei er sich übrigens wohl auch von einem gewissen humanistischen Bestreben und einem Prunken mit der Kenntnis antiker Sprachen gerade in dieser Humanistenstadt leiten ließ). Der reformbegeisterte und im Höhenrausch erster Anerkennung und Erfolge einherziehende Doktor mußte erfahren, daß die Universität dem Genie immer nur dann Raum gewährt, wenn es sich in ein bestimmtes geprägtes Schema des persönlichen und wissenschaftlichen Verhaltens begibt, und daß es sonst seinen Platz anderswo suchen muß. Kommen aber noch Streitigkeiten mit gewichtigen Institutionen und Kollektivinteressen – wie bei Paracelsus in Basel mit den Apothekern – und Ungeschicklichkeiten formaler Art – hier in einem Rechtshandel um Honorarforderungen gegen einen Domherrn – und schließlich eine unglückliche persönliche Art hinzu, so läuft das Gefäß schnell über. Bereits Anfang 1528 war die Basler Tätigkeit Hohenheims beendet, der, nachdem seine Beschwerden an den Rat nichts gefruchtet hatten und nachdem er durch grobe Insulte der Obrigkeit Verwicklungen oder gar Inhaftierung befürchten mußte, fluchtartig die Stadt verließ.

Mit der scheinbar gewonnenen Ruhe des beruflichen und akademischen Lebens und Produzierens war es also schnell wieder aus. Man wird diese an sich kurze Episode im Leben Hohenheims, die ja nur etwa zehn Monate dauerte, nicht hoch genug veranschlagen können, vor allem nach der psychologischen Seite hin. Der so selbstbewußte und gern mit der ganzen Grobheit seines Zeitalters zufahrende junge Arzt besaß doch bei allem nüchternen wissenschaftlichen Erkenntnisdrang und Kampfeswillen auch die ganze Sensibilität des schöpferischen Menschen, des Dichters und Träumers, ja des »Romantikers«, wie man fast sagen könnte, und war durchaus leicht schockierbar. Seine neue und im Grunde noch im zarten Entwicklungszustand befindliche wissen-

schaftliche Methode war überaus empfindlich, ja gebrechlich, denn sie war noch keineswegs abgeklärt und exakt gesichert. Die alte Schulwissenschaft konnte sie deshalb höhnisch zurückweisen. Hier wurde eine tiefe seelische Wunde aufgerissen, die nicht mehr völlig vernarben sollte. Wissenschaft und Gesellschaft hatten vor ihm die Türen zugeworfen. Das Odium des Skandals umwitterte die ganze Basler Angelegenheit, die sich immerhin vor aller Öffentlichkeit auf der Ebene höchster akademischer Ansprüche und Auseinandersetzungen zugetragen hatte. Er hatte das Spiel verloren, und er war kein guter Verlierer. Wie so oft, behielt der Durchschnitt des wissenschaftlichen Alltagsmenschentums das letzte Wort, das zwar die Zukunft nicht mehr interessieren würde, das aber der Umwelt in die Ohren gellte. Und Hohenheim fand nicht mehr in geordnete Bahnen zurück. Irgendwie war er in seiner Entwicklung von nun an gestört, wenn auch sein Lebensmut und sein oft temperamentvoller Lebensstil, der es gern mit dem Wein und mit »guten Gesellen« hielt, keineswegs gebrochen waren. Nach einem Aufenthalt im Elsaß, während dessen zwei Werke über Wundschäden und syphilitische Erkrankungen entstanden, zog er über Schwaben nach Nürnberg, wo der seltsame Zeitkritiker Sebastian Franck aus Donauwörth ihn 1529 kennenlernte. Dann hat es ihn aber dort, wo er mit der Publizierung und Abfassung von Syphilisschriften beschäftigt war, nicht gehalten. Es gab wieder Reibereien mit den niedergelassenen Ärzten und Apothekern, und als er bereits Nürnberg verlassen hatte, erreichte ihn die Nachricht von einem vom Rat der Stadt auf Veranlassung der Leipziger Medizinischen Fakultät verhängten Druckverbot über seine Schriften. Dabei verweist er in seinem Einspruch die Stadt auf ihre reformationsfreundliche Gesinnung, also wohl auf eine innere Beziehung zu ihm selbst, der er die altgläubige Leipziger Universität gegenüberstellen will. Paracelsus befand sich damals in Beratzhausen an der Laber und war bereits zur theologischen Schriftstellerei übergegangen. Denn hier ist zumindest ein beträchtlicher Teil seines umfangreichsten erhaltenen

Werkes entstanden, der *Auslegung des Psalters Davids*. Daneben wurde andererseits die Aufzeichnung der großen und grundlegenden medizinischen Reformschriften fortgesetzt oder begonnen, die den »Para«-Titel als Auszeichnung tragen: des *Paragranum*, des Buches von den »vier Säulen« der Heilkunst, und des *Opus Paramirum*, des Buches von den Krankheitsursachen und besonderen Krankheiten. Das letztere ist eine Zusammenstellung mehrerer innerlich verzahnter Einzeluntersuchungen. Theoretisch ist es von höchster Bedeutung, etwa durch die Ausführungen über die grundlegenden »drei Substanzen« Sal, Sulphur und Mercurius, durch die daran anschließende Elementar-Theorie sowie durch Überlegungen zu den Stoffwechsel- und Frauenkrankheiten. Letztere enthalten eine ganze medizinisch-naturphilosophische Theorie über die Frau, ja über die Stellung des Menschen im Kosmos.

Dieses Schrifttum reicht vielfach hinüber ins Theologisch-Metaphysische und in die weltbildliche und weltanschauliche Spekulation. Es steckt voller poetischer Reize. In diesen Zusammenhang gehören auch seine Ausführungen über die *Unsichtbaren Krankheiten*, die für die Frühgeschichte der Psychiatrie und Psychopathologie höchst interessant sind: Er untersucht auch Krankheitszusammenhänge außerhalb des rein Organischen, ohne dabei die Beziehungen zum Leiblichen zu übersehen. Das ganze Schriftwerk ist durchsetzt mit religionsphilosophischen Überlegungen. Sein Abschluß erstreckt sich bis nach St. Gallen, wohin Paracelsus nach einigen Wanderungen in Süddeutschland um 1531 gelangte. Vielleicht erhoffte er sich von dem ihm vermutlich schon aus Villach bekannten Bürgermeister und Reformator der Stadt, Joachim von Watt (Vadianus), der gleichzeitig Stadtarzt war, Asyl und Hilfe. Schriftstellerei und ärztliche Tätigkeit wurden hier wieder aufgenommen. Aber zu einer Bleibe kam es nicht. Wahrscheinlich schon 1532 begannen neue Wanderungen, die ihn nun diesmal ostwärts in die Alpen führten. Wenige Anhaltspunkte besitzen wir für diese Zeit. Wir wissen aber, daß die Fahrten durch die Alpentäler

angefüllt waren mit der Beschäftigung mit theologischen Fragen, mit theologischer Schriftenproduktion. Er war sich nicht nur äußerer, sondern auch tiefer innerer Not bewußt. Möglicherweise hat er damals aufgeschlossene und bewegte Menschen gefunden, die auf ihn hörten, die für ihn eine Gemeinde und für die er eine Autorität wurde. Er muß sich vorübergehend als eine Art von Prediger oder Apostel gefühlt haben. Er war auf der Suche nach der wahren Kirche Christi. Als er aus dem Appenzellischen weiter nach Osten zog und in das Industriegebiet des Inntales kam, stieß er nicht nur auf religiöse und soziale Fragen dieses damals aufgewühlten Landes, in dem neben der Reformation die Täufer Fuß gefaßt hatten und starken Zuzug hartnäckiger Anhänger trotz allen Verfolgungen bekamen, sondern auch auf Probleme der Sozialhygiene und der Berufskrankheiten, über die er sich in einer bedeutenden Schrift über die *Bergkrankheiten*, das heißt also Berufserkrankungen im Bergbau, geäußert hat. Er war nun plötzlich wieder in seinem ärztlichen Element. Ein Aufenthalt in Innsbruck brachte ihm eine Abfuhr durch die Stadt, der er sich nicht so repräsentabel zeigen konnte, wie man es damals von einem Doktor der Medizin erwartete. 1534 ist er in Sterzing in Tirol gewesen, hat sich dort als Pestarzt betätigt, aber auch Ablehnung gefunden, besonders seitens der Geistlichen. Besser scheint es ihm in Meran ergangen zu sein. 1535 ist er über St. Moritz nach Pfäfers (Ragaz) gekommen, wo ihn der Abt Russinger konsultierte. Dann ging es über das Allgäu nach Ulm und Augsburg. 1536 war in Augsburg der Druck seiner *Großen Wundarznei* abgeschlossen – eines der wenigen größeren Werke, die er zu seinen Lebzeiten publizieren konnte. Obwohl er hier in dem Stadtarzte Dr. Thalhauser (der übrigens der reformatorischen Sondergruppe der Schwenckfelder nahestand) einen guten Freund besaß, ist er nicht geblieben.

Noch 1536 zog er nach München, von da 1537 nach Eferding in Oberösterreich und schließlich nach Mährisch-Kromau, wohin er von dem böhmischen Marschall Johann von

Leipnik gerufen wurde. Dieser Träger eines hohen böhmischen Kronamtes, der Paracelsus zunächst um ärztlichen Rat ersuchte, war zugleich ein Schirmherr verfolgter protestantischer Sektierer, die in seinem Gebiet Zuflucht fanden. So mögen sich die beiden Männer nicht nur als Arzt und Patient, sondern auch als Vertreter religiöser Duldungsgedanken und des Minoritätenschutzes getroffen haben. Jedenfalls lag das bei der Paracelsischen Einstellung zu diesen Fragen nahe. Er hat hier auch wieder an theologischen Problemen schriftstellerisch gearbeitet und damit zu einem Fragenkreis zurückgefunden, der ihn nie ganz verlassen hat. Das ein Torso gebliebene systematisch-spekulative Großwerk der *Ganzen Philosophia Sagax der großen und kleinen Welt* oder *Astronomia Magna*, durchwoben von vielen religiösen und metaphysischen Gedanken, ist hier in weiten Partien niedergeschrieben worden. Ebenso hat er wohl an Teilen der später als *Kärntner Schriften* zusammengefaßten Werke gearbeitet. Von Mähren ging er nach Wien. Die Überlieferung berichtet von Audienzen bei König Ferdinand. Aber schon im Mai 1538 treffen wir ihn in seiner Vaterstadt Villach, wo er sich den Aufenthalt seines Vaters und seine Erbschaftsansprüche beurkunden ließ. In Kärnten wollte er anscheinend wiederum Niederlassungspläne verwirklichen und mit einer Widmung dreier wichtiger Schriften (der *Defensiones septem*, des *Labyrinthus medicorum errantium* und des *Buches von den tartarischen Krankheiten*, denen er die *Kärntner Chronik* als Huldigung an das Land seiner Jugend voranstellte) an die Kärntner Stände einleiten. Das geschah am 24. August 1538 zu St. Veit an der Glan. Die Widmung wurde angenommen, das damals gegebene Druckversprechen vom Lande Kärnten allerdings erst 1955 eingelöst, als sich eine Kärntner Landesregierung der von ihren Vorgängern eingegangenen Verpflichtungen erinnerte.²

Er hat sich in Kärnten bis ins Jahr 1540 aufgehalten. Zwei-

2 Zu diesem literarhistorischen Unikum vgl. Paracelsus, *Die Kärntner Schriften*, Ausgabe des Landes Kärnten, besorgt von Kurt Goldammer [u. a.], Klagenfurt 1955.

fellos hat er praktiziert und geschriftstellt, und der Aufenthalt, verbunden mit dem Erinnern an glückliche Tage der Jugend und an den väterlichen Lehrer, wird in ihm manches haben reifen lassen. Unter seinen damals entstandenen Werken hat sich wieder Theologisches und Naturphilosophisches befunden. Er hat wohl auf die Einlösung des Druckversprechens durch die Landstände gewartet, vor allem aber sich nach Niederlassungsmöglichkeiten umgesehen. Beides erfüllte sich nicht. Es ging ihm gesundheitlich nicht gut, und er erwog eine Umsiedlung. Offenbar verhandelte er bereits mit Salzburg. Dorthin ist er noch 1540 abgereist. Lange Zeit war ihm aber nicht mehr beschieden. Er hat frei praktiziert und auch an Büchern geschrieben. Es ist möglich, daß die These Sudhoffs zutrifft, der damalige Bistumsverweser Herzog Ernst von Bayern habe ihn an seinen Hof ziehen wollen. Zum Hause Bayern bestanden allerlei Beziehungen, die noch bei der Überlieferung des Paracelsischen Schrifttums eine Rolle spielen sollten. Zu einer ausgebreiteten Tätigkeit und amtlichen Betrauung Hohenheims ist es aber nicht mehr gekommen. Wir wissen, daß er am 21. September 1541 in einem Hause der Salzburger Kaigasse sein Testament machte, das ein interessantes soziales und kulturgeschichtliches Dokument ist. Bedenkt er doch, der selbst keine irdischen Reichtümer besaß, an erster Stelle die Armen. Er blieb damit den sozialen Theorien treu, die er entwickelt hatte. Sein geringer Hausrat geht aus diesem Testament hervor – die spärliche Fahrnis eines Fahrenden. Theologische Bücher und Manuskripte befanden sich interessanterweise darunter. Kurz nach dieser letztwilligen Verfügung ist er gestorben. Er, der so oft heftige Kritik an der institutionellen Kirche und an der römischen Hierarchie geübt hatte, wurde als katholischer Christ beigesetzt. Auf seinem Grabdenkmal, das heute in der Vorhalle der St. Sebastianskirche in Salzburg steht, wohin es vom Friedhof übertragen wurde, sind die denkwürdigen Schlußworte dieses rastlosen Daseins zu lesen: Pax vivis – requies aeterna sepultis. Sie sind gleichsam das mahnende Vermächtnis eines Mannes an eine friedlose Umwelt, der in

seinem kurzen Leben – kein halbes Jahrhundert war ihm beschieden! – selbst nie den Frieden gefunden hatte, weder außen noch innen.

Die Lebensleistung

Was birgt dieses unstete Leben ohne dauerhafte Fixpunkte in sich? Es ist auch heute noch schon rein äußerlich für die Geschichtsforschung in manches Dunkel gehüllt, und das eben Berichtete ist fast alles, was wir daraus an Tatsachen wissen. Neben wenigen erhaltenen Aktenstücken und örtlichen Traditionen sind es nur einige spärliche Bemerkungen in seinen eigenen Schriften, aus denen wir die Paracelsische Biographie rekonstruieren können. Alles andere ist Ausmalung, Ergänzung, die allerdings die biographische Legende in diesem Falle schon ziemlich bald reich entfaltet hat. Desto deutlicher aber sind die Leistungen und Resultate dieses Lebens. Das heißt, seine geschichtliche Wirkung läßt spüren, daß hier einer nicht nur für seine Gegenwart gewirkt hat, sondern daß er seine Zeit und seine eigene Lebensspanne überragt.

Bekannt ist, daß dieser Mann vielen als ein Großer der Geschichte gilt. Ebenso bekannt ist allerdings, daß er schon zu seinen Lebzeiten und erst recht danach ein Umstrittener war, an dessen Fersen sich böse Nachrede und überschwengliche Verehrung, Anhängergruppen und Scharen von haßerfüllten Gegnern hefteten. Bereits wenige Jahrzehnte nach seinem Tode sah in ihm der Heidelberger Mediziner-Theologe Erastus einen Verderber von Wissenschaft und Religion. Ebenso wie die gegnerischen Mediziner nahmen ihn bald die orthodoxen Theologen aufs Korn, als bekannt wurde, daß in gewissen sektiererischen und außenseiterischen Kreisen seine Schriften autoritativen Charakter und einige Nachwirkung besaßen. Seit der Zeit der Romantik etwa ist seine positive Wiederentdeckung im Gange, die allerdings auch zu recht unterschiedlichen Deutungen geführt hat, bis schließ-

lich die kritische Wiederveröffentlichung und Untersuchung seiner Schriften durch Karl Sudhoff und die Interpretation durch Mediziner und Naturwissenschaftshistoriker, Philosophen, Germanisten und Theologen in der neueren und neuesten Zeit sein Bild wissenschaftlich einigermaßen gefestigt hat. Klar ist indes auch heute noch nicht alles.

Grundlegendes – neue Methode

Die äußersten Extreme entgegengesetzter Ansichten über Paracelsus werden etwa durch die Stichworte »Magie« oder »Geheimwissenschaft« einerseits, »Grundlagen einer streng wissenschaftlichen Heilkunde« und »Erfahrungswissenschaft« andererseits bezeichnet. Den ersten Teil der Behauptungen kann man getrost beiseite schieben. Ein umfangreiches untergeschobenes magisch-alchemistisches und astrologisch-prophetisches Schrifttum unter dem Namen des Paracelsus sowie viele schwer verständliche und unverstandene Partien in seinen echten Schriften haben ihm diesen Ruf des Zauberers, Wahrsagers, Okkultisten und magischen Heilkünstlers verschafft. Wahr ist, daß er an diesen Dingen, die sich natürlich damals mit Naturforschung und Medizin eng berührten, nicht anders und mehr teilgenommen hat als jeder seiner Zeitgenossen, daß er sie in gewissem Umfange in seine Argumentation einbezog und daß er sich mit ihnen vom Standpunkte seiner Erkenntnis und des Wissens seiner Zeit aus ernsthaft auseinandersetzte, wobei man sich immer nur über seinen zugleich kritischen und konstruktiven Scharfblick wundern kann. Ebenso wahr ist, daß er als Zeitgenosse der Humanisten und Renaissancephilosophen in diesen Fragen bereits eine viel nüchternere und rationalere Haltung entwickelt als der sogenannte »mittelalterliche Mensch«. Magisches, Astrologisches und Mantisches haben damals allerdings noch weithin als eine Art von Wissenschaft und als ein unentbehrliches Zubehör zur Heilkunde gegolten, erst recht die Alchimie. Die Verbindung mit allen übrigen Zweigen des Lebens war ebenfalls gegeben. Paracelsus hat besser

und mehr als viele andere sich um das wesentliche Wollen, um die echten Kernfragen dieser Disziplinen mit ihren unscharfen Grenzen bemüht. Er wollte sie möglichst in den Dienst der Medizin stellen, auch die sogenannte »Gabalia« (Kabbala).

Weit wichtiger ist die Frage nach den Grundlagen der Wissenschaft und nach dem Erfahrungsprinzip, die er ernsthaft und eindringlich stellte. In seiner Basler Vorlesungsankündigung propagierte er »*experientia ac ratio*« (Erfahrung und Vernunft bzw. Verstandeserkenntnis) als die Grundlage seiner Methode. Das war so recht ein Schlachtruf für seine Zeit. Er war nicht ganz neu. Auch in der italienischen Renaissance klangen derartige Forderungen auf, und von dorthier waren sie Hohenheim wohl auch vertraut. Der Ton liegt zweifellos auf dem ersten Wort, auf der »Erfahrenheit«, wie sie Paracelsus in seinen deutschen Schriften oft zitiert. Sie ist nicht identisch mit platter Alltagserfahrung, sondern hinter ihr steckt ein ganzes System von Erkenntnisbeziehungen aus einem neuen Verhältnis zur Umwelt, zum Gegenüber. Die einzelnen Gegenstände der »Erfahrenheit« wollen miteinander verbunden und mit der Vernunft durchleuchtet werden, die das »natürliche Licht« im Menschen ist, aber auch nun wieder nicht im Sinne simpler Alltagsverständigkeit, sondern als eine Gabe des Heiligen Geistes, die letztlich im Göttlichen ihren Ursprung hat. Wohl ist »Empirie« die Haltung der Erkenntnis, die aber nur dann funktioniert, wenn der Erkennende aus Gott, von Gott begabt ist. Paracelsus verwendet dafür gern den Begriff des »*donum*«, der spezifischen beruflichen und wissenschaftlichen Gnadengabe oder Begabung. Die Betätigung dieser Gesamtheit der Erkenntnisfunktionen – so würde man sie am besten bezeichnen – soll den Menschen an die Wirklichkeit der Welt heranzuführen. Der »Erfahrene« ist der, der diese Wirklichkeit in allen ihren Perspektiven kennt. Damit wendet sich Hohenheim vor allem gegen die scholastische Methode der Hohen Schulen, gegen die er einen unermüdlichen Kampf geführt hat. Denn hier sah er das Ersticken der »Erfahrenheit« durch den Formalismus der

traditionellen schematischen Methoden. Deshalb scheute er sich auch nicht, von allerlei zweifelhaften Vertretern der »Medizin« wie Zigeunern, Scharfrichtern, Kräuterweibern usw. zu lernen. Das ist keine »Erfahrungsheilkunde« in dem vereinfachenden Sinne eines bloßen Sammelns von Erfolgsrezepten oder von zufällig glücklich verlaufenen Kuren, sondern bei ihm tritt stets die Forderung des Nachprüfens und des Durchdenkens hinzu, der »theorica«, also eines echten wissenschaftlichen Prinzips. Das alles zusammen ergibt ihm dann in der Medizin »das sichtig [sichtbare] Wissen«, von dem er insbesondere verlangt, daß es »ohn Mittel«, das heißt, unmittelbar, zustande gekommen sei, daß es auf echter Anschauung beruhe: »Das wahr sei, so greif's, nicht lies im Buch!«

Dabei kann er behaupten, daß die Heilkunde ebenso wie die Philosophie eine »particula theologiae« sei, obwohl er andererseits gelegentlich religiös-theologisches und naturwissenschaftlich-medizinisches Denken und Forschen scharf scheidet. Und er kann vor einer falschen, kurzschlüssigen Zusammenstellung von Erfahrungstatsachen warnen: »Was sich der Erfahrungheit berühmt, berühmt sich sein eigen Irrsals und Gebresten.« Er kennt sehr wohl die Unzulänglichkeit der bloßen Beobachtung und die Irrtumsfähigkeit der menschlichen Sinnesorgane. Ablehnung des scholastischen Denk- und Argumentierschemas bedeutet für ihn nicht Ablehnung der Spekulation. Im Gegenteil, er ist sehr spekulationsfreudig. Zur erfahrungswissenschaftlichen Analyse, zur Sammlung der Beobachtungen und zu der daraus gebildeten »Theorie« tritt bei ihm ein gewaltiger Komplex systematisch-spekulativer Bemühungen. Auch darin ist er ein echtes Kind des 16. Jahrhunderts. Freilich ist sein System, wie wir es vor allem im Spätwerk der *Astronomia Magna* nach der naturphilosophisch-metaphysischen und religiösen Seite hin bemerken, unvollendet geblieben. Wäre ihm ein höheres Alter beschieden gewesen, so wäre er in dieser systematischen Arbeit sicher weiter gekommen, hätte er vor allem wohl ein durchdachtes Ganzes hinterlassen. So macht sein